

Mosaik.

Scheiterhaufen. In allen deutschen Univeritätsstädten ist vor einigen Abenden in großer Öffentlichkeit der undeutsche Geist verbrannt worden, der zersetzende, der jüdische, der margistische. Von Königsberg bis Bonn, von Kiel bis München wurde das getan, unter kräftigen Feuerstrahlen der Redner und von starkem Beifall umtauscht. Die Flamme loderten, züngelten und stoben den geächteten Geist in alle Winde. Ueberall versicherten die Sprecher, es handele sich um einen symbolischen Akt, der aus dem Willen zu deutscher Erneuerung komme. Wir achten diesen Willen, er stammt aus den tiefsten Quellen und sein Tun, die Kezerverbrennung, war gelenkt von der Entrüstung: Schluß damit! Und wenn der Vorgang für viele, der Kezerbücher wenig kundige Zuschauer auch nur ein Schauspiel war, so standen doch viele auch mit wissenden Köpfen und reinem Herzen dabei, zutiefst des Glaubens, die Flamme frähe den undeutschen Geist und auch darüber ist kein Zweifel: die veranstaltenden Studenten und die begleitenden Professoren und Pfarrer waren gewiß erfüllt von der rein symbolischen Bedeutung ihres Handelns, da Bücher sich ja nicht wehren können, und die von gewaltigen Mengen umstandenen Urteilsvollstreckungen hatten keine Ähnlichkeit mit jener auf der Wartburg, die Heinrich v. Treitschke unbeschreiblich abgeschmakt und roh fand, hochmütig, unduldsam und ehrfurchtslos, ein Tun, aus dem keine Freiheit kommen werde. Ueber die Auswahl der Opfer, die dem Armesünderbarren überliefert wurden und die man in Frankfurt von zwei beauftragten Dichtern auf den historischen Römerberg transportieren ließ, werden die Meinungen geteilt sein dürfen. Heine, der die Screelei nicht hebräisch gedichtet hat, war erfreulicher Weise nicht dabei, es hätte uns auch leid getan, zumal wir kürzlich in Ergriffenheit dem Pariser Rundfunk zuhörten, als er uns die unausrottbaren deutschen Lieder des Düsseldorfer Juden auf den Tönen von Schumann und Schubert ins Zimmer trug. Aber, wir gestehen es, andere Schriftsteller und Dichter waren unter den Verbrannten, denen wir unvergeßliche Stunden verdanken, Dichter, zu denen die Richter von heute, wenn sie alte Herren geworden sind, vielleicht einmal greifen werden. Es tröpft uns nicht, daß einige von ihnen in Auswahl undeutsch sein sollen. Teils, teils, das geht nicht an. Wir sehen jeden Dichter als einen Ganzen, Goethe z. B. von der ungezügeltsten Erotik bis zu den verdämmernenden Worten des zweiten „Faust“, jeder ist in sich eine Welt und schreibt aus der Anschauung seiner Welt, und was für jeden Menschen gilt: „Sprich, wovon du willst, du wirst immer von dir reden“, für den Dichter gilt es dreimal. Besser als der Geächteten Teil-Brandmarkung wäre gewesen, die Studenten hätten statt dieser Bücher und der Gesamtwerke einzelner, in denen die Qualen des Empfangens und Gebärens stecken, Nervenkraft und ruheloße Arbeit, Dienst am Geist und auch Reinheit des Volkes auftragt. Wir denken an die lebensfälschende und darum

undeutsche Unterhaltungsliteratur, die dem Badenfräulein den Millionär aus Amerika in die Arme führt, an die Filmrollen, die unseres Lebens Tatbestände so honigsüß verzuckern, die Notenblätter und Schallplatten, deren Schläger uns die beste der Welten vorgaukeln, auch an die Kriegsbücher, die den Kampf der Völker humoristisch verniedlichen. Allerdings: zwei Dichtern hätten das nicht geschafft. So ist diese Art von Literatur, diese Bücherei, die man nicht als „Diener am Volkstum“ und „Boten der Kultur“, um ein Wort von Goebbels über das deutsche Buch zu gebrauchen, ansehen kann, unangefochten geblieben. Dafür zogen die Dichtern (wir wissen nicht, ob auch in Frankfurt) auch Denker zur Feuerstätte. Seit Pythagoras den Göttern, weil sie ihn seinen Lehrlern finden ließen, ein Joch Dichtern opferte, haben diese Wiederkäufer Angst vor den Denkern (worauf übrigens auch besagter Heine schon aufmerksam gemacht hat). Man hätte den Dichtern den Kitsch und nicht die Denker aufladen sollen, denn der Geist weht nach der Bibel immer noch, wohin er will, und „überall wo geforscht wird ist Gott“ und kein symbolischer Akt wird ihn vernichten. Kommt er gar aus einem deutschen Gehirn, so bleibt er nun eben doch deutscher Geist, mag er auch den Zeitgenossen unbehaglich, verrückt und undeutsch erscheinen und z. B. den ewigen Frieden empfehlen. Es ist ein Irrtum, junge Herren, zu glauben, Dichter- und Denker-Geist sei durch Bücher-Verbrennungen zu erledigen. Es begegnete uns kürzlich ein Satz von Treitschke, der doch vom Geistigen etwas verstand, ein Satz, den wir aus dem Gedächtnis hierhersetzen: „Keiner Macht der Erde wird es je gelingen, den kezerischen Geist zu erstickern, der aus den Meinungen spricht.“ Der Mann hat recht. Wenn Deutschland, wie wir glauben, das an Geistern reichste Volk der Welt ist, so wird es niemals möglich werden, alle seine Geister unter einen Hut zu bringen; es wird im Zeitalter des Rundfunks ebenso wenig möglich sein, dem über die Landesgrenzen wehenden den Einhauch zu unterbinden. Verbrennen läßt er sich nicht, aber bekämpfen läßt er sich durch Geist und der reichste und höchste wird Sieger bleiben. Ein Tag wird kommen, an dem den Kezerverbrennern, die einst unsere Führer sein sollen, die Erkenntnis dämmern wird, daß ihr jugendlicher und rühmensewerter Drang zur Volksverbundenheit sie über die Stränge schlagen ließ. Das haben wir nach 1918 auch den Bühnen gesagt, die den „Prinzen von Homburg“ und andere „dynamische“ Werke vom Spielplan strichen. Sie werden dann die Trauer verstehen, die uns erfüllt, wenn uns Namen von Dichtern auf ihren Listen begegnen, die uns teuer sind; Deutschstämmige sind darunter und Fremdstämmige, die aus ihrem tiefen Verbundensein mit ihrer deutschen Heimat und Kultur schrieben, Namen von Denkern, die ihrem Genius dienten, Denker, deren nächtliche Lampe den Erdkreis erhellt. Die akademischen Bürger sind die Hoffnung der Nation und Mit-Erhalter ihrer Würde. Gegner der Leistikoterei wie die Männer der gegenwärtigen Regierung werden sie ein kritisches Wort über ihre Säuberungs-Aktion mit Achtung anhören.

Zwei Gedichte. In der Nacht der Bücher-Verbrennung saßen zwei Freunde, die aus der Stunde geflüchtet waren, bei

einer Flasche Wein zusammen und unterhielten sich über das deutsche Gedicht. Sie kamen auf den Einfall, sich an den zehn schönsten Gedichten unserer lyrischen Schatzkammer zu erbauen und gingen daran, mit Hilfe des Gedächtnisses und der in den Regalen glühenden Herzen eine Reihenfolge zu finden, wobei es natürlich zu Meinungsverschiedenheiten kam. Es ist ja auch nicht ganz einfach, unter den Goethe, Claudius, Hölderlin, Storm, Keller, Märke, der Droste usw. zehn den ersten Preis zu verleihen, das Vorhaben mußte von vornherein aussichtslos sein. Immerhin wurden sich die beiden darüber einig, die Lebenden, bei denen sie vergeblich ein vollkommenes Gedicht über Deutschland, die Liebe, die Arbeit, qualmendes Hüttenwerk, die Großstadt, Bergmannslos, die Sieblung, die Wohnlaube, das Flugzeug und dgl. gesucht und einander bekannt hatten, all das stehe noch aus, an diesem Abend auszuscheiden und ein andermal nachzusuchen, ob einem der Jungen die Verewigung der Träume, „Tatbestände“ und Gedanken der Gegenwart gelungen sei. Sie gingen also zu unseren großen Toten. Es wurde ein kostbarer Abend der Andacht aus dieser Feier, kostbar nicht nur, nein beglückend. Man unterhielt sich später darüber, welcher Reichtum unsere Sprache für ihre Dichter bereit hat, welche Vielfältigkeit von Ausdrucksformen z. B. für den Herbst, der bei Storm ganz anders gestuft, geschildert und durchgeistigt wird, wie bei Hebel, bei Lenau anders wie bei Goethe, sie bewunderten die Fülle. Sie kamen auf die aus der Anschauung genommenen Gedichte, verweilten, an Venedig denkend, bei Platen und Nietzsche und stellten fest, daß unabhängig voneinander auch Conrad Ferdinand Meyer und Rilke einmal den gleichen Gegenstand im Gedichte festgehalten haben. Da nicht jeder Leser die beiden Gedichte jeden Augenblick zur Hand hat, so seien sie hierher gesetzt:

E. F. Meyer: Der römische Brunnen.

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite giebt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und strömt und ruht.

Rilke: Römische Fontäne.

Zwei Becken, eins das andre übersteigend
aus einem alten runden Marmorrand,
und aus dem oberen Wasser leis sich neigend
zum Wasser, welches unten wartend stand,

dem leise redenden entgegenschweigend
und heimlich, gleichsam aus der hohlen Hand
ihm Himmel hinter Grün und Dunkel zeigend
wie einen unbekanntem Gegenstand;

sich selber ruhig in der schönen Schale
verbreitend ohne Heimweh, Kreis aus Kreis,
nur manchmal träumerisch und tropfenweis

sich niederlassend an den Moosbehängen
zum letzten Spiegel, der sein Becken leis
von unten lächeln macht mit Uebergängen.

Man wird nachfühlen, welcher Genuß es für die Freunde war, die beiden Gedichte zu vergleichen und an einander zu messen. Meyer: Knapp, schildernd, gibt durchaus den Rhythmus des steigenden und fallenden Wassers. Es ist nicht möglich, das Steigen, Abfließen, Ueberwallen, Weitergeben gebrügener zu zeichnen. Und dann kommt als Abschluß der so weiche wie monumentale Vers, das Symbolhafte für die Liebe zweier Herzen: „Und jede nimmt und giebt zugleich. Und strömt und ruht.“ Ein wunderbares Gedicht im Rhythmus wie auch im äußeren Bild, wie in der für alle Glücklichen ausbreiteten Gebärde, mit der es den Leser entläßt. Rilkes Sonett ist ausführlicher, das Sachliche des Gegenstands genauer. Aber es verharrt nicht in der Aufzeigung. Sie ist in leichter Bewölkung dichterisch durchwirkt. Das Wasser wird über das Stoffliche gehoben, es wartet, redet, schweigt, flüstert, es öffnet sich hinter Grün und Dunkel dem Himmel, es dehnt sich aus. Bis es dann, gelandet in der zweiten Schale, ohne Heimweh seine Kreise zieht, eine beruhigte Seele, die zu dem letzten Becken rinnt, das ein lächelnder Spiegel ist, der die Ankömmlingin unarmend aufnimmt und mit ihr vereint nach oben schaut, wo neue Tropfen sich anschicken, hinabzugleiten zu in sich selbst seliger Stille. Auch bei Rilke Ueberrieseln und Vereinigung, auch bei ihm wird der fallende Tropfen personifiziert, auch bei ihm ersteht hinter dem Vorgang das Gleichnis, doch ist bei ihm verhüllter und arabischer geziert, was bei dem Schweizer Dichter in einfacher Gliederung erscheint, klar unrisen und knapp geformt. Das Gedicht Meyers ist besetzter Stein, das von Rilke, trotz der Symmetrie des Sonetts, schwanker gebaut, zärtlich durchflüstert, heimlich inniger. Die Freunde waren glücklich, daß wir beide haben.

Für Wilhelm Raabe. Das neue Reich sucht die neuen Dichter, die aus ihrem Deutschtum heraus dem Volke singen und sagen sollen. Freilich werden alle programmatischen Reden keine hervorbringen, wenn auch die trefflichsten Richtlinien für ihn bereitlagen. Hauptsache wird sein, daß deutsche Mütter die Dichter rechtzeitig geboren haben. Die Gehalte für nationale Dichtung waren immer da und sind immer da: bitte zugreifen, und ste in die Form gießen, die uns erhebt und zermalmt. Die Gefahr liegt nah, daß bei dem aufgerufenen Sturm auf die Theater und Bücherstuben Edelgut der Vergangenheit in Vergessenheit gerate. Davor möchten wir Wilhelm Raabe bewahrt wissen, den großen Erzähler, der einer unserer größten Dichter war und der ausgesprochen hat, sein Deutschtum sei ihm lebenslang Verpflichtung gewesen. In ihm flüstern und rauschen alle Brunnen der deutschen Seele. Geschichte und Schicksal band er wunderbar

zusammen. Hielt er sich in den Verzweigungen seiner Geschichten, im endlosen Nebenbei, in kraussem Gedankenwerk, in den schnur- rigen Verkünelungen nicht an den „literarischen Kontrapunkt“, so umsomehr an das Leben. Der bürgerliche Realismus, den er un- ständig, aber als gewaltiger Menschenkenner handhabt, ist bei ihm nie Selbstzweck, immer fließt durch ihn das Spiel mit dem Magischen, hinter seinem Gewirre von Phantasie und Wirklich- keit dehnt sich das zeitlose ewige Leben. Tapferkeit, Weisheit, Liebe war dieses Dichters Wahlspruch für sein Werk und die Goldadern dieser drei Worte ziehen durch den Strom seiner Erzählungen. Raabe war, wie nicht viele wieder, der Ueberwinder zur Freiheit im sittlichen Sinne und wie kaum ein anderer sind seine Bücher, die an Zitaten reichste, in das deutsche Geistesleben eingesenkt. In welchem Jahrhundert und auf welchem Strich unserer großen Heimat sie sich immer begeben: Wir kennen diese Menschen als Inhaber unseres eigenen Blutes und mit höchstem Recht konnte er von der Dichtung sagen, sie habe nur Geltung, wenn die Nation sich in ihr wiederfinde. Gerade in diesen Tagen hat der gelehrte Romano Guardini bekannt, was Raabe ihm gegeben und in seinem Buch über den „Stopfluchen“, die geheimnisvolle Erzählung, die frei von Stoff, grau in grau gewebt, zur reinsten Ausdrucksform gelangt sei, als eine Entrückung ins Mythische gerühmt. Für die hitzigen und eiligen Kinder der Gegenwart ist der knorrige, kruse- lige, so gern abschweifende und die entlegensten Dinge heran- holende Raabe mit seinem unendlichen Gelassensein — denn Ge- danken haben Zeit — kein bequemer Gefährte, aber wenn sie sich erst in ihn beharrlich verlesen, so werden sie dahinter kommen: „So sind die Leute!“, so ist die deutsche Erde, so war sie und so waren die Leute seit jeher. Den Reisen, den Alten braucht man nichts über Raabe zu sagen, die wissen Bescheid, wenn sie ihn be- sitzen, was nur angesichts der vielen Bücher nicht so leicht ist. Die Regierung, die Preise stiftet und die Ehrfurcht vor unseren Großen bekräftigt, hätte hier eine schöne Aufgabe, sie sollte Raabe zum Eigentum des Volkes machen, indem sie vor Ablauf der Schutzfrist, die manche von uns nicht mehr erleben, die Verlags- rechte übernehme und Deutschland mit einer wohlfeilen Raabe- Ausgabe beschenke oder Raabes Verleger in den Stand setze, es zu tun. Das wäre Gewinn und Beglückung für Unzählbare und eine der vielgepriesenen Kulturtaten obendrein, und Raabe würde sich über unser Volk beugen, wie er es in den Schlussworten der „Chronik der Sperlingsgasse“ tut: „Seid gegrüßt, alle ihr Herzen bei Tag und bei Nacht; sei gegrüßt, du großes träumen- des Vaterland, sei gegrüßt, du kleine enge dunkle Gasse; sei ge- grüßt du große, schaffende Gewalt, welche du die ewige Liebe bist.“ Die Gassen und Sterne könnte unser Volk durch Raabe sehen, die Menschen und das Land, das Schicksal des Einzelnen und einer Gemeinschaft, Humor und verstehende Güte, Tiefsinn und Ge- danken, durch ihn, den menschlichsten Sprecher des lautlosen in unserer Brust. Und der Leser fände darin neben der Symbolik glänzende Kinderaugen und schrullige Narren und „ein Rauschen jungen Frühlingsgrüns, ein blaugoldenes Leuchten und Funkeln auf allen Seiten und klare See und freie Fahrt bis in alle Ferne.“